

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

143 (24.6.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Theater und Musik

### Badisches Landesheater

Neu einstudiert: Boris Godunow

Die Bollschutzmauern kosten das deutsche Volk beträchtliche Opfer. Davon weiß der Komponist ein Lied zu singen. Die Landwirtschaft sucht den Wert ihrer inländischen Erzeugnisse auf keine Kosten zu erhalten und womöglich zu steigern. Genau so wie die Landwirtschaft möchte es gern alle andern Berufe und Stände machen. Durch den Wall der Gama, den sie immer höher aufstürzen, wollen sie sich am liebsten alle unangenehme Konkurrenz vom Hals halten. Die Frage steht noch offen, ob die Schäden des geistigen Bollschutzes nicht die des landwirtschaftlichen noch aufwiegen. Der ganze Streit um die Parteibuchbeamten, deren Unfähigkeit aus dem Mangel eines fehlenden abgestimmten Prüfungssystems bewiesen werden soll, ist nichts anderes als die demagogische Verschleierung der persönlichen Interessen der geistigen Hochschulschüler. Die Frage um die es sich dabei dreht, ist heute zwar aktuell, aber keineswegs neu. Sie hat sich immer wieder gestellt, wenn aufstrebende Talente ohne abgestimmte Ausbildung den Bestand des guten Alten durchdrachen. Als Verdi, der Komponist der Aida, in das berühmte Mailänder Konseratorium eintreten wollte, wurde er zurückgewiesen, weil seine Arbeiten nach Meinung des zuständigen Direktors auf völlige Talentlosigkeit schließen ließen und als Muskorator „Boris Godunow“ 1877 in Petersburg seine Premiere erlebte, „brach er unter den wütenden Schlägen der Bedanten, der Routiniers, der Professoren und der Kritiker zusammen, welche die Niederlage schon vorbereitet hatten und den Komponisten auf des Hochsiegels schmähten und beschimpften. „Dieses Schauspiel bleibt sich immer und überall gleich“, sagt der Autor vorstehender Zeilen, der sein Büchlein über russische Musik schon 1904 herausgab. „Man behandelte ihn (Muskorator) als lächerlichen Sanoranten, man war empört über seine Robheit, seinen Mangel an Geschmack, man häufte einen Berg von Schmähungen, Dummheit und Lebelwollen auf, man zog ihn durch den Kot, in den man gewöhnlich feinesgeleichen schleppt.“ Und warum? Muskorator war kein studierter Musiker. Er war in die militärische Laufbahn eingetreten, die er später quittieren mußte, weil seine demokratische Gesinnung, aus der seine Volksobern erwuchsen, unangenehm auffiel. Dazu ergab er sich einem Bohemeleben, das im Krantenhaus endete. Muskorator ist durch und durch Revolutionär. Alles bis zu seiner Zeit Gewesene warf er über Bord. Er anerkannte weder die aufbauenden Gelese der musikalischen Architektur noch die althergebrachten Regeln der Harmonielehre. Er legte den Grund zur Atonalität. Seine Geaner hatten in der damaligen Zeit leichtes Spiel. Sie hintertrieben weitere Aufführungen. Der intime Freund Muskorators bearbeitete das Werk, nahm textlich, musikalisch-hilffällig und auch hinsichtlich der Instrumentierung tief einschneidende Änderungen vor, um eine Wiederaufnahme in das Repertoire durchzuführen. Auch in Karlsruhe wurde diesmal wieder, wie schon vor vier Jahren das Werk in dieser Bearbeitung herausgebracht. In andern Bühnen ist man dazu übergegangen, die Oper im Original aufzuführen, nicht nur musikalisch, sondern auch textlich. Diese Originalinterpretation wäre umso interessanter, als von ihr der gerade Weg zum Verständnis der modernen Musik ausgeht. Vielleicht entschließt man sich auch hier dazu, den Musikfreunden die Möglichkeit eines Vergleiches zwischen ursprünglicher und überarbeiteter Fassung zu geben.

Vorherband sind wir dankbar für die Neueinstudierung und die Ankündigung der „Salome“, die beide zu Ende des Spieljahres in unser Opernrepertoire neues Leben bringen. Boris Godunow ist eine Volksober. Das Volk ist der hauptsächlichste Träger der Handlung, das zeigt sich in der Rolle, die dem Chor zugewiesen ist. In keinem andern Werk der modernen Opernliteratur ist der Chor zu einem so wichtigem Faktor der Handlung geworden wie gerade in Boris Godunow. Das Kolort der Chöre zeigt von der inneren Verbundenheit des Komponisten mit den tatsächlichen Reaktionen des Volkes. Alle Chöre sind von gleich harter, das Ohr nie ermüdender Wirkung, sei sie nun von oratorienartigem Charakter (erster Akt), von volkstümlichem Einschlag, oder von grotesker Unterbrechung (Revolutionszene). Die Architektur der Chöre ist einseitig, in ihrem Fugenaufbau zeigt sie ein meisterhaftes Können und ein tiefgehendes Studium der Musikwissenschaft. Schade nur, daß dem musikalischen Laien die Vorbedingungen für das Verständnis dieser phänomenalen Kunst fehlt. Sein mitempfindender Genus wird dadurch geschmälert. Dasselbe gilt von der Orchesterpartitur. Trotzdem sie nicht im Original vorliegt, hört man doch aus all ihren Seiten die revolutionäre Einseitigkeit ihres Schöpfers. Alle Rollen im Boris sind in sich geschlossene Partien, denen sinnfällige Charakteristik und dramatische Steigerung in hohem Maße eignen.

Die Aufführung kam vollendet heraus. Es zeigte sich wiederum, welche ungeheure wertvoller Fundus wir nicht nur an künstlerischen Kräften wie Sölkner, Orchester und Chor besitzen, sondern auch an Kostümen und sonstiger Ausstattung. Wir kommen immer wieder auf unser Bedauern zurück, daß mit diesen Funden nicht besser geschaltet wird. Die Rollen waren hervorragend besetzt. Franz Schüller verließ schon wie bei der letzten Aufführung dem Boris seine beste analogische und darstellerische Kraft. Vielleicht war er diesmal in Masse und Spiel so realistisch. Die Rolle des Boris ist an sich schon erschütternd, die Ueberbetonung ihrer Tragik fügt dem Gesamtbild entstellende Lichter ein. Den letzten Dimitri gab Theo Straß mit metallisch klingendem Organ, das gegen das mit kräftigen Farben kolorierte Orchester sich sieghaft durchsetzte. Einer der schönsten Partiturreize ist das große Liebesduett (allerdings nicht in althergebrachtem Sinne), das Marie Franz (Marina) in dramatischer Steigerung und verständnisvoller Vortragsweise mit ihrem Partner verlebendigte. Auch das Duett zwischen der Amme, Elfrida Haberfor, und dem Zarowitsch, Elie Blant, ist eine Perle der überreichen Partitur, das durch die beiden Künstlerinnen eine köstliche intime Wiederbegegnung erfährt. Weich im Ton und der Verlebendigung war die Arie der Emma Seiberlich. Die kleineren Rollen, deren Schwierigkeit in der Herausarbeitung ihrer besonderen Charakteristik liegt, stellen an die Darsteller hohe Anforderungen. In vollem Maße wurde ihnen gerecht durch Schöpferin und Robert Kiefer als Bettelmönche, Ellen Winter als Schantwirtin, dann Viktor Hopf, Karlheinz Pöcher, Eugen Rainbach, Hermann Lindemann, Josef Falke und Edwin Ott. Wilhelm Rentz, als Fürst Wassili, der die drei-

bende Kraft des persönlichen Konfliktes der Handlung darstellend, verleierte seine Rolle mit starken mimischen Effekten. In der gemäßigten Partie des Emeriten bewährte sich das weiche pastorale sich gebende Organ Hans Riffels. Der Klang der noch jungen, unverbrauchten Stimme fand in seltsamer und doch charakteristischem Gegenatz zu dem grau wallenden Bart des Chronisten. Nicht jedes Theater kann sich so glücklich schätzen, einen Konsermeister mit Tenorpartien betrauen zu können. Konsermeister Hans Döschel gab die kleine Rolle des Bößwärtigen so ausgesprochen, daß niemand merkte, daß er nicht zu den wachsenden Stimmen gehörte. Die Regie Viktor Pruzhas war großzügig. Es war alles in Fluß, nirgends stellten sich Hemmnisse ein, an manchen Stellen wurde mit wenigem viel erreicht. Prüfsache weiß die Partiteile der modernen Bühnentechnik trefflich zu nutzen. Die Plastik auf ein kräftiges Crescendo hinzielende Prägung des ersten Bildes im vierten Akt war von künstlerischem Geschmack diktiert. Der Chor war hier ein williges vermittelndes Werkzeug. Den herrlichen Darbietungen muß ein unangenehmliches Lob gesollt werden. Man merkt, daß Georg Hofmann mit unendlichem Fleiß am Werk war. In seinen Farben, vorzüglich aufeinander abgestimmt, waren Dekorationen und Kostüme gehalten. Generalmusikdirektor Josef Krins hat für die grandiose Musik breite Akzente. Die reicheren Details kommen zur Entfaltung, sie werden allerdings gern die Singstimme. Dieses Manfo wird aber sehr schönendlicher Behandlung des großen Orchesterapparates nicht zu umgeben sein. Das Orchester musizierte sichtlich mit innerer Freudigkeit. Das auf der letzte Haus folgte interessiert der äußerst wohlgeclungenen Vorstellung.

## Heiße Sommer

Von Ernst Edgar Heimédes

Wir haben uns lange nicht mehr über einen ungewöhnlich heißen Sommer zu beklagen gehabt, und wenn die Quecksilberläufe auch bisweilen einmal einen starken Drang nach oben zeigen, so war das meist nur von kurzer Dauer. Glücklicherweise sind wir von den anhaltenden Hitzeperioden vergangen. Zeit seit langem verlohnt sich geziehen. Wie viel Anheil sie der Menschheit gebracht haben, wissen die alten Chroniken manchmal recht anständig zu schätzen, wobei es allerdings wohl nicht immer ohne Ueberschreibungen abgegangen sein mag. — Ebenfalls hat man gewöhnlich nur dann über längere Hitzeperioden Aufzeichnungen gemacht, wenn sie Mähernten, Feuersbrünste, Seuchen usw. verursacht haben.

Einen Bericht des künftigen Geschichtsschreibers Gregor von Tours zufolge herrschte in Frankreich im Jahre 584 eine derartige Hitze, daß die Obstbäume schon im Juni reife Früchte trugen und im September vielfach eine zweite Ernte lieferten. Durch große Dürre, die von Januar bis zum September anhielt und sämtliche Feldfrüchte vernichtete; zeigten sich die Jahre 593 und 594 aus. — Wie die Annalen von Fuld und Rantzau melden, brach 851 und 852 infolge der außerordentlichen Hitze eine Hungersnot aus, so daß die Eltern ihre eigenen Kinder verzehrten. Es will uns scheinen, daß hier die Parallele mit dem Chronisten durchgegangen ist. Allerdings werden auch noch andere Fälle von Menschenfresserei gemeldet, so z. B. aus Frankreich, wo im Jahre 809 eine durch große Hitze verursachte Hungersnot die verarmelten Menschen zum Kannibalismus trieb. — 994 und 995 herrschte wochenlang eine derartige Gluthitze, daß die Bäume verbrannten, viele Flüsse austrockneten und die Fische in den Seen starben. — 1232 konnte man infolge der tropischen Hitze die Eier im Sande kochen. — Häufig ist in den alten Berichten davon die Rede, daß man die größten Ströme, die infolge der langen Dürre fast ausgetrocknet waren, ungeschädigt durchwatete konnte wie 1304 die Donau bei Klosterneuburg und den Rhein zwischen Biele und Straßburg. Von der Seine und Loire wird dasselbe gemeldet. Auch die Elbe hatte im Lauf der Jahrhunderte in besonders heißen Sommern manchmal so niedrigen Wasserstand, daß die Schifffahrt völlig eingestellt werden mußte und die sogenannten Sungenheine zutage traten, deren Erscheinung nach allem Volksglauben die härteste Zeit und Hungersnot bedeutet (1904 waren sie zum letzten Mal sichtbar). — 1387 konnte man sogar bei Köln durch den Rhein gehen. Das war vor überhaupt für alle Länder ein schlimmes Jahr, da es im Sommer fast gar nicht (in der Schweiz vom Februar bis September nur sechsmal) regnete und auf den Feldern alles verdorrte. — Unerträglich die Hitze plagte die Menschheit im Jahre 1442 monatlang, so daß man z. B. in der Gegend von Metz nur mit einem Hemde bekleidet umherging.

Mancherlei Anheil brachte der heiße Sommer von 1473 über Deutschland und die angrenzenden Länder; die Hitze legte schon im März ein und dauerte ununterbrochen bis in den September hinein. Die Flüsse trockneten aus und zahlreiche Wälder brannten aus.

In Frankreich war die Weinreife bereits im August beendet und als im September endlich der erste Regen kam, gingen die Säume im Oktober neuem zu blühen an und in Süddeutschland sowie in der Schweiz gab es eine zweite Reifeperiode. — Alte Schriften melden, daß im Juli 1483 in manchen Gegenden Deutschlands die Wälder von selbst in Brand gerieten. Zehn Jahre später herrschte bei uns eine derartige Dürre, daß man im Juli mit Wagen durch die Elbe fahren konnte. — Anhaltende Hitzeperioden hatten häufig fürchterliche Wetterkatastrophen zur Folge; im Juli 1441 fielen in der Gegend von Eberstedt Daaelkörner in der Größe von Gänseieren, die nicht nur in den Gärten und auf den Feldern alles zerstörten, sondern auch an Gebäuden Schaden anrichteten, und am 2. Juli 1575 gingen während eines Sturms in der Bieleberger Märisch 1/2 Pfund schwere Daaelkörner nieder. — 1540 schmolzen in der Schweiz unter der anhaltenden Hitze der Sonnenstrahlen die Gletscher zumalmen; es regnete vom Februar bis Dezember nur einmal. In der Ebene war es wenig Wasser, daß die kalte Meeresslut bis London vordrang. — Während des heißen Sommers von 1566 find zahlreiche Menschenfresserei.

Äußerst anhaltende Hitzeperioden in der Schweiz und in der Gegend von Straßburg herbeigeführt, so herrschte am 17. Juli 1709 eine europäische Gluthitze, die die Gegend von Straßburg bis zum Rhein hin ausstreckte. Die Hitze war so stark, daß die Gluthitze 190 Fuß fortgeschleudert wurde, und am 11. Juli 1817 zerstörte die Gluthitze ein Sturm im Dorf Wasel bei Neuenmünster 39 Häuser. — Infolge der ungewöhnlichen Hitze stieg im August 1755 das Quecksilber im Barometer der Pariser Sternwarte so hoch, daß die Glasröhre zerbrach. — Der heiße Sommer des Jahres 1794 brachte das Korn sehr früh zur Reife, in Dänemark war bereits am 11. Juli 1794 die gesamte Roggen-Saferente beendet.

Auch in neuerer Zeit hat die Menschheit häufig unter heißen und bürren Sommern zu leiden gehabt. 1808 wurden ganz Mittel- und Ostdeutschland von einer katastrophalen Hitze heimgesucht, die das kalte Wasser der Elbe auf der Landstraße tot umfloss. Die Hitze war das Jahr 1811; damals führte der Rhein so wenig Wasser, daß zwischen Ridesheim und dem Bingerloos ein Felsstand sichtbar war. Aber die Hitze hatte auch etwas Gutes an sich, sie brachte einen Wein zur Reife, der Verästeltheit entgegenkam und keinen geringeren als Goethe veranlaßte, ihm ein Lied zu singen.

Von den tropischen Sonnengluten wurden Deutschland und andere europäische Länder in den Jahren 1832, 1841, 1852, 1855, 1873 und 1892 heimgesucht, wo überdies die Cholera in Hamburg wüthete. Unter den heißen Sommern der letzten Jahrzehnte lebt der heiße Sommer 1904 noch im Gedächtnis vieler Menschen. Damals erreichte das Wasser unserer größten Flüsse einen derartigen Stand, wie man ihn bis dahin nicht für möglich gehalten hatte.

ALOIS NOLD  
**DIE HOLLE VON CAYENNE**  
Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegionärs  
Verlag: Verlagsdruckerei Volk und Bund GmbH, Karlsruhe  
Nachdruck verboten

**Bernehmungen**  
Nach einigen Tagen begannen von Neuem die eindringlichen Verböde. Die Franzosen mußten erfahren haben, daß unter uns Deserteure steckten. Da die französischen Offiziere bei uns nichts herausbrachten, mußten uns marokkanische Offiziere, die bei den Franzosen im Dienst standen, ins Verböde nehmen. Und diese erreichten ihr Ziel. Unsere mancherlei Sprachkenntnisse verrieten uns. In der kurzen Zeit von zwölf Monaten war es uns nicht möglich, die Sprache der Eingeborenen voll zu beherrschen. Die marokkanischen Offiziere hatten bald heraus, wer von uns kein Eingeborener, sondern von der Legion war. Auch mich erkannte man.  
Wir wurden streng abgefordert und kamen in schwere Saft. Unsere frühere Truppenzugehörigkeit wurde festgestellt. Man bebraute uns unserer Kleidung, rih uns die langen Robammodenärmel vom Leibe herunter. Der Turban wurde vom Kopf geschlagen und den Robammodenbart wollte man mir ohne Rasiermesser und Schere entfernen. Ein sehr schmerzhafter Prozedur. Dann warf man uns ins Militärfängnis zu Casablanca. — Das Kriegsgericht wartete auf uns.  
Auf mich pochte man besonders auf. Ich erhielt einen Separatposten vor die Tür gestellt, der besonders auf Zelle Nr. 1 zu achten hatte. Oft säßte ich aus Langeweile die Schritte der Posten. Ich kam einmal dabei auf die Zahl 3000. Die armen Kerle! Alles wegen mir, einem früheren Legionär, der befristet und dann wieder beim Franzmann auf Besuch war. Bei meinen Gängen zur Vernehmung hatte ich fünf Mann mit aufopferndstem Seitengewehr als Besatzung, darunter einen Korporal mit einem schneidenden Spitzbart und listigen Schweinsaugen. Jeden zweiten Tag mußte ich solch einen Spaziergang machen, um von dem Untersuchungsamt vernommen zu werden.

Das erste Protokoll begann folgendermaßen: „Moiis Nold II. Class, 7. Komp., 2. Bataillon, 4. Reg. Etranger, ist angeklagt und beschuldigt, am 19. Mai 1923 mit noch drei Deutschen auf vorderstem Posten in der Region Tabla auf Bou-Hfhouen unter Mitnahme der gesamten Uniform, des Gewehrs und Seitengewehrs, 120 Patronen, nebst 35 Handgranaten zum Feinde desertiert zu sein. Ferner hat er mit den drei anderen Deserteuren vor der Mündung der Telefonanlage, Signalapparate zerstört, die Postenlinie geöffnet, den Durchgang durch einen Drahtverbau freigelegt und dadurch die im Schlafe liegende Postenbesatzung gefährdet. Nach ihrer Frühlingnahme mit dem Feinde, d. h. den noch nicht unterworfenen Araberstämmen, griffen sie mit ihnen gemeinschaftlich das Fontaine-Chibbelissen an und brachten der Besatzung mit Handgranaten große Verluste bei. Bei der Gefangennahme befanden sie sich natürlich unter den Rebellen.“

Es folgten vier Wochen mit fast täglicher Vernehmung vor dem Untersuchungsamt. Auf meinen Wunsch wurde mir ein Dolmetscher zur Verfügung gestellt. Es war mir bald alles klar, was da noch kommen wird.  
Trotz der vielen, kniffligen und raffinierten Vernehmungen konnte ich mich absolut nicht dazu entscheiden, meine Anklageschrift zu unterzeichnen. Ich gab nur zu, was man mir direkt beweisen konnte und verbarnte hartnäckig bei diesen Aussagen. Der lange Ekel von Mensch, der vernehmende Gerichtsoffizier war ein Wolf im Schafswels. Er veruchte mich immer und immer wieder dahin zu bringen, alles einzugehen. Die Strafe wäre dann nicht so schlimm! Aber ich wußte zu genau, daß bei solchen Berächen, wie sie bei mir vorlagen, nur Todesstrafe oder im günstigsten Falle Verbannung zu Zwangsarbeit auf eine der Strafkolonien zu erwarten war.

Alle Beeinflussungsversuche und Schmeicheleien scheiterten an meiner Hartnäckigkeit. Mein halbes vis-à-vis war manchmal ganz verwehrt und fand keine Worte mehr, auf mich einzureden.  
Am 16. Oktober 1924 wurde mir durch den schweinsaugigen Korporal die Vorladung zur Gerichtsverhandlung zugestellt. Mit gleichgültiger Miene nahm ich sie entgegen. Die Vorladung zum ersten französischen Kriegsgericht in Casablanca lautete: Daß ich mich am 24. Oktober 1923, vormittags acht Uhr, einzufinden hätte bzw. vorzuführen sei.

### Kriegsgericht

Am 24. Oktober 1923 wurde ich früh um halb acht Uhr aus meiner Zelle abholt, vorchriftsmäßig gekleidet und dann auf den Hof des Gefängnisses geführt. Dort befam ich Gesellschaft. Von vierzehn Leidensgenossen fanden unter schwerer Bewachung das wir wurden an beiden Handgelenken angeketet und dann führten uns die schwerbewaffneten Wachtposten zum Kriegsgericht. Fünfzehn Angeklagte, begleitet und bewacht von zwanzig bewaffneten Männern.

Das Kriegsgericht tagte in einer mächtigen Barade. Ueberall umwimmelte es von Wachtposten. In einem kleinen, stimmungsvollen Raum mußten wir unsere Vorführung vor das Gericht abwarten. Die leichteren Fälle kamen zuerst daran. Nach einer Stunde waren schon zehn meiner Schicksalsgenossen abgeurteilt. Die französischen Militärlustig arbeitete schnell. Ein langes Veraten nicht es nicht! Warum auch? Etwas wegen einem deutschen Hund?

Bald war auch die Reihe an mir. Niederzugeschlagen betrat ich den Gerichtssaal. In kurzer Erläuterung wurde mein Vergehen bekanntgegeben. Die im Zuhörerraum sitzenden Neugierigen erwarteten mit Spannung mein Urteil. Selbst Mutwelen schrien, ließen meinen schwachen Körper. Ich fühlte mich vor Aufregung völlig kaltlos. Zum Schluß trat man mich, ob ich noch etwas zu sagen hätte. Was sollte ich vorbringen? Ein Straß ohne Hoffnung blühte in mir auf. Meine Lippen fielen Unerschütterlich. Dastig brachte ich einige Bittworte heraus, um eine mildere Strafe mit Rücksicht auf meine Jugend.

### Das Urteil

Der Gerichtshof verließ den Saal. Die Beratung dauerte annähernd fünf Minuten, dann war auch mein Urteil gesprochen. Wie die Strafe lautete, erfuhr ich noch nicht. Ich wurde wieder an meine Kette hinausgeführt. Die französischen Kriegsgerichte sind human. Sie geben das Urteil in Anwesenheit des Angeklagten nicht bekannt.

Nachdem der Gerichtssaal geräumt war, wurden wir, fünfzehn hinfühnen Mann, wieder in den Saal geführt. Natürlich wußten wir unter härtester Bewachung. Der Untersuchungsamt war eine Liste in der Hand, auf der unsere Strafen vermerkt waren. Der Offizier verlas die Strafen. Zwei von uns waren dem Tode verurteilt. Sie waren zum Tode durch Erschießen verurteilt. Die armen Kerle! Ich tat mir leid. Nach so lang, mußten sie für den Verlassen und die Sehnsucht nach der Heimat ihr Leben verloren Kurzerhand zusammenzufassen, ohne Wörder zu sein. Ich redete ebenfalls mit einem Todesurteil. Aber trotz meiner schweren Vergehen lautete mein Urteil auf zwanzig Jahre Zwangsarbeit mit Verbannung nach der Strafkolonie Cayenne. (Fortf. folgt.)